

Unter Schwerem Verdacht.

Erzählung von F. Arnefeldt.

(1 Fortsetzung.)

Sie lachte pfiffig. „Ich saate ihm, darum brauche er sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Das Testament des Herrn sei schon fertig, die Tochter sei auf's Pflichtenheil gesetzt. Nächster Tage werde es unterschrieben und bei Gericht hinterlegt, der Herr warte nur auf die Rückkehr seines Freundes Justizrath Vogelsdorf von der Bade-reise.“

Wäre Oswald durch diese Mittheilung nicht selbst allzu sehr betroffen worden, so würde er ihr gewiß kein Befremden über diese ganz eigene Art des Heimlebens ausgesprochen haben, jetzt dachte er jedoch nicht daran, sondern rief sehr lebhaft:

„A! das wahr, Frau Bennewitz? Warum haben Sie mir denn davon gar nichts gesagt?“

„Na, buchstäblich wahr ist's ja nicht gerade, Herr Professor, aber so viel steht fest, mehr, als ich absolut haben muß, kriegt Fräulein Irma von dem väterlichen Vermögen nicht; es ist schon alles mit Justizrath Vogelsdorf besprochen und er mag das Testament wohl auch schon aufgesetzt haben.“

„Aber Sie wissen gewiß, daß es noch nicht vollzogen ist?“ fragte Oswald in großer Spannung.

„Keine Idee,“ lachte die Haushälterin, die sich jetzt sehr wichtig vorkommen mußte. „Man hat doch auch seine Urkunden, sich darum zu bestimmen,“ setzte sie zögernd hinzu und blickte vor sich nieder.

Der Professor schwieg, er wollte sie keranommen lassen, und sie begann nach kurzem Zögern denn auch wieder:

„Herr Professor, wir sollten gute Freunde und Bundesgenossen sein.“

„Sind wir denn doch nicht, liebe Frau Bennewitz?“ fragte der Professor mit gut gespielter Unbefangenheit.

„Ja, gewiß,“ sagte sie und rückte näher an ihn heran. „Ich meine nur, Herr Professor, das Vermögen des Herrn Harms ist groß genug, Sie und Fräulein Irma... man hat ja auch Augen und Weis, was vorliegt.“

„Irma ist meine Cousine,“ sagte der Professor ausweichend.

„Ganz recht, aber sie gefällt Ihnen auch sonst,“ lachte sie überlegen. „Mit der letzten Hand möchten Sie aber das Mädchen nicht heirathen und darum wollen Sie beim Herrn gern durchsehen, daß er die Tochter zu Enaben annimmt. Sie fangen es aber verkehrt an und machen ihn rabiat.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Sie irren, Frau Bennewitz,“ Oswald sprach es in sehr gemessenem Ton und rückte an das andere Ende der Bank, um aus räumlich den Abstand, der ihn vor ihr trennte, bemerkbar zu machen. „Weder Irma noch mir ist es um das Geld ihres Vaters zu thun; es macht das gute Kind nur so unglücklich, daß er sie nie sehen, nichts von ihr wissen will.“

Frau Bennewitz lächelte überlegen, was ihrem nicht eben geistreichen Gesicht einen recht drohigen Ausdruck gab, und erwiderte in einem Tone, durch welchen etwas wie quälendes Nachdenken klang: „Ja doch, Herr Professor, aber wie es nun sein mag, ich sage Ihnen, Sie fangen die Sache verkehrt an.“

„Ich gebe mir so viele Mühe, ihm alles behaglich zu machen; jeden Wunsch lese ich ihm vor den Augen ab. Er kann es bei keiner Andern so gut triegen, wie bei mir.“

„Das sieht er auch ein,“ redete ihr der Professor zu. „Haben Sie nur Geduld. Ein Mann, der so traurige Erfahrungen in seiner ersten Ehe gemacht hat, wie der Onkel, entschließt sich sehr schwer zur zweiten.“

„Er könnte doch lange wissen, daß er so etwas mit mir nicht zu befürchten hat!“ seufzte Frau Bennewitz. „Die Zeit vergeht; ich habe schon ein paar ganz gute Anträge gehabt, Beamte mit Titeln, Männer mit Vermögen, ich habe aber immer nein gesagt. Wenn's mir mit dem Warten aber doch gar zu lange wird...“

Sie blickte Oswald an, sichtlich in der Erwartung, dieser werde ihr einen Rath geben. Als er nun die Achseln zuckte, rückte sie wieder ganz dicht an ihn heran. „Könnte man nicht doch lieber etwas nachsehen, Herr Professor?“

„Sie meinen, ich solle einmal mit ihm sprechen, Frau Bennewitz? Wenn ich Ihnen da nur nicht einen schlechten Dienst erweise. Sie wissen ja, er ist gegen mich aufgebracht.“

„Das meinte ich nun nicht gerade,“ entwortete sie, gegen ihre Gewohnheit nach Worten suchend, „warum ich Sie aber eigentlich gebeten habe, hierher zu kommen...“

„Aber so schiefen Sie doch los!“ ermunterte sie der Professor, da sie wieder stockte. „Was in meiner Kraft steht, soll ja gern geschehen.“

„Und es sollte wahrhaftig Ihr Schaden nicht sein,“ fiel sie lebhaft ein. „Ich würde nicht ruhen und rasten, bis ich die Versöhnung zwischen ihm und der Tochter zuwege gebracht hätte; also helfen Sie mir nur.“

„Gern, gern,“ betheuerte er; „sagen Sie mir nur, wie.“

„Herr Professor, haben Sie ganz ver-gessen? Sie boten mir einmal ein Mittel an,“ stammelte sie mit niedergedrückten Augen. „Damals wollte ich nichts davon hören, wenn ich's aber jetzt bekommen könnte!“

(Einen Augenblick schaute Oswald sie ganz verdutzt an, dann blickte er ver-dächtig in seinen Augen auf. Er legte wie nachsinnend die Hand über das Gesicht, um ihr sein Mienspiel zu verbergen, und sagte ernst und be-denklich:

„Ach, Frau Bennewitz, Sie wollen mich beim Wort nehmen!“

„Sie erinnern sich also?“ fragte sie eifrig.

„Ich habe Ihnen von dem Tränchen erzählt, das mein Freund, der junge arabische Priester Abdallah ben. Effrusch mir geschenkt hat?“

„Ja, ja, so war der Name,“ nickte Frau Bennewitz. „Haben Sie ihn noch?“

Der Professor schien zu überlegen. „Einen Theil davon bestimme ich noch, er dürfte ausreichen,“ sagte er dann zögernd und wie mit sich selbst sprechend. „Für Ferdinand genügt eine kleine Dosis.“

„Sie haben ihn schon probirt?“ fragte sie mit funkelnden Augen.

„Ja, für einen Freund, der sich ver-gewaltigt um ein junges Mädchen be-müht,“ erwiderte er beiläufig.

„Und?“ fragte sie schnell, da er schwieg.

„Sie sind jetzt ein glückliches Paar. Dennoch...“

„O, Herr Professor!“ unterbrach sie ihn flehend und mit aufgeschobenen Hän-den. „Wenn Sie mir davon geben könnten!“

„Ich weiß doch nicht,“ entgegnete er bedenklich. „Herr Harms ist mein Onkel, es will mir doch scheinen, als schide es sich nicht für mich.“

„Es würde ihm doch nicht schaden?“ erkundigte sie sich nun auch besorgt.

„Im Gegentheil,“ antwortete er lachend, „dem Onkel wohnt sogar auch eine verjüngende Kraft bei, eben aus diesem Grunde.“

„Herr Professor! Lassen Sie sich er-litten. Geben Sie mir den Trank! Sie können nachher von mir verlangen, was Sie wollen!“ Sie ergriff seine beiden Hände und brüdete sie.

„Ich thäte Ihnen ja gern den Ge-fallen, Frau Bennewitz, keinem lieber als Ihnen, mir...“

„Sie haben ihn nicht mit hier!“ fiel sie ihm ins Wort. „Das thut nichts, ich fahre mit Ihnen nach der Residenz und hole mir ihn, ein Vorwand wird sich schon finden.“

„Das wäre nun grade nicht nötig,“ lächelte er; ernst und feierlich setzte er hinzu: „Können Sie wirklich anneh-men, daß ich mich von einem Mittel trennen werde, das zwar unschädlich für die Gesundheit ist, aber doch in anderer Weise verhängnisvoll werden kann? Ich lasse es nie in meiner Wohnung zurück, sondern trage es stets bei mir.“

„O, so geben Sie es mir doch!“ sie streckte die Hand aus.

„Das geht nicht so leicht,“ erwiderte er abwehrend. „Es sind allerlei For-malitäten dabei zu beobachten, und ich weiß nicht, ob Sie das können wer-den.“

„Alles, alles, was Sie wollen! Sa-gen Sie mir nur, was ich thun soll,“ gelobte die Haushälterin, deren Be-giertheit durch Oswalds Zögern immer stärker gereizt war.

Nachdenklich, die Stirn in Falten gelegt, schaute er vor sich nieder, dann erhob er sich von der Bank, als ob er einen Entschluß gefaßt habe.

„Wohlan, es sei, aber hören Sie mich genau an: Soll der Trank wirken, so darf er nicht von einer Hand in die andere und nicht bei Tageslicht gege-ben werden. Um Mitternacht, still-

schweigend, müssen Sie ihn sich holen, stillschweigend und ohne daß der, wel-cher ihn bekommt, eine Ahnung davon hat, müssen Sie ihn einem Geträufel beibringen, das er am Morgen zuerst genießt.“

„Das kann ich ja alles sehr gut ein-richten, Herr Professor. Wenn Sie nur heute Abend das Fräschchen wohin legen wollten...“

„Ich thue nicht recht daran,“ sagte Oswald, wie nochmals von Bedenken erfasst, „aber es sei darum. Gehen Sie heute Nacht hier in den Park, unter der großen alten Eiche werden Sie auf einem Blatt weißes Papier das Fräschchen finden. Richten Sie es so ein, daß Sie es aufnehmen, wäh-rend die Uhr zwölf schlägt, und daß Sie von niemand gesehen werden.“

„Nichts leichter als das, um die Zeit schläft das ganze Haus.“

„Sie müssen das Fräschchen an Ihrem Körper verborgen bei sich tra-gen, bis Sie seinen Inhalt verbrau-chen,“ fuhr Oswald fort.

„Morgen früh gehe ich es Herrn Harms in den Thee.“

„Bitte, meine liebe Frau Bennewitz, einen Tag länger werden Sie sich doch gedulden müssen,“ lachte Oswald.

„Morgen theile ich noch das Fräschchen des Onkels und es könnte zu sehr un-lieblichen Verwickelungen führen, wenn auch ich von dem Wundertrank schlürfte.“

Sie legte verächtlich die Hand über die Augen. „O, Herr Professor, Sie sind ein Schächer.“

„Zuweilen; jetzt handelt es sich aber um eine sehr ernsthafte Sache; und noch eins, Frau Bennewitz, ich werde Ihnen ein ganz genau abgemessene Portion geben; Sie dürfen keinen Tropfen in der Flasche lassen und müssen sie, nachdem sie geleert ist, so-gleich in fließendes Wasser werfen.“

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Professor, es geschieht alles, wie Sie es befehlen,“ versicherte sie.

„Nun gut; heute Nacht lege ich Ihnen das Fräschchen unter die Eiche, morgen Vormittag fahre ich wieder nach Berlin, übermorgen trinkt der Onkel seinen Thee mit der Beimiich-ung, und spätestens in der nächsten Woche bekommen wir die Verlobungs-karten.“

„Ach, Herr Professor!“ seufzte sie und wollte sich in Dankesbetheuerungen er-geben, da erkante aber vom Hause her eine Stimme, die ihren Namen rief.

„Ja, ja, ich komme schon!“ rief sie daegegen und lief schnell fort.

Langsamer folgte ihr Oswald. Er beachtete sich auf sein Zimmer, Meidete sich zum Aussehen an und verließ bald darauf das Haus.

3. Kapitel.

„Haben Sie es auch schon gehört?“

„Was denn?“

„Der Fabrikbesitzer Harms auf dem Dom“ ist heute Morgen plötzlich ge-storben.“

Benno Harms?! Nicht möglich! Ich habe ihn gestern Abend noch auf dem Bahnhof gesehen. Er gab seinem noch Berlin fahrenden Neffen das Geleit.“

„Hätten ihn heute Morgen auch noch im besten Wohlsein finden können. Er soll kurz nach dem Genuss des Frisch-tranks plötzlich umgefallen und auf der Stelle todt geblieben sein.“

Solche und ähnliche Reden wurden am Tage nach der Abreise des Professors Harms unter den Bewohnern der rei-chen Fabrikstadt unglückliche Male aus-gelassen, denn die Kunde von dem schnellen Tode des reichen Tuchfabri-kanten rief allgemein Staunen und Be-fremden hervor.

Harms hatte das Leben eines ein-fiebrlichen Sonderlings geführt und einen anderen als geschäftlichen Ver-kehr leblich mit seinem Jugendfreund, dem Justizrath Vogelsdorf, gehabt, er war aber trotzdem eine staubbekannte Persönlichkeit gewesen. Er stand noch in den besten Jahren, man wußte, daß er die besten Dinge dieser Welt durch-aus nicht verstande, und daß sein Tisch wie sein Weinkeller stets auf's Beste bestellt war. Er machte den Ein-druck eines Mannes mit eiserner Ge-sundheit und hatte sich stets gerühmt, weder Diätfehler noch Erältungen kenden ihm etwas anhaben; er sei noch nie in seinem Leben krank gewesen — und nun war er dem ersten Krank-heitsanfall, der ihn heimgesucht, sofort erlegen.

In der Wohnung, wie im Geschäftslal-ber so ja schon Verstorbenen herrschte eine grenzenlose Verwirrung. Die An-gestellten aus Kontor und Fabrik, so-wie die Dienstmoten liefen rathlos durcheinander. Kaum daß einer unter ihnen so viel Geistesgegenwart besaßen hätte, um nach einem Arzte zu schicken.

Bei seiner robusten Gesundheit hatte Benno Harms einen eigentümlichen Ge-sundheitszustand, es war daher der zunächst wohnende Dr. Wilberg, ein noch junger und seit kurzem in der Stadt ansässiger Mann, herbeigerufen worden. Er war zu Hause gewesen und dem Veten sogleich gefolgt, hatte aber den Fabrikanten nicht mehr lebend angetroffen. Trozdem er von der Erfolglosigkeit vollkommen über-zeugt war, hatte er Belohnungssuche angestellt. Eten als er seine Bemühungen vergeblich aufgegeben und den Tod in Folge Schlaganfall konstatiert hatte, war der erst Abends zuvor von seiner Reise zurückgekehrte Justiz-rath Vogelsdorf im Sterbepause ange-kommen.

Wie niedergeboren! stand er an der Leiche seines Freundes und brang in den Arzt, immer neue Versuche zu

machen, um jenen ins Leben zurückzu-rufen, obwohl er als erfahrener Mann selbst sah, daß jede Hoffnung ausge-schlossen sei.

„Ich kann es nicht fassen,“ sagte er endlich, den Doktor Wilberg in ein Nebenzimmer ziehend, „daß ein Mann, den ich gestern Abend deiter und guter Dinge verlassen habe, jetzt als Leiche vor mir liegen soll.“

„Ach, Sie haben Herrn Harms noch gesprochen?“

„Gewiß. Er hat seinen Neffen, den Professor Harms, der bei ihm zu Besuch gewesen war, nach dem Bahnhof be-gleitet und war nach dessen Abreise draußen geblieben, um mich zu erwar-ten, da er wußte, daß ich mit einem späteren Zuge ankommen würde,“ er-widerte der Justizrath.

„Und wie fanden Sie ihn?“

„Gefund wie einen Fisch im Wasser. Er erzählte mir, er habe, um sich die Zeit zu vertreiben, im Bahnhofresta-urant zu Abend gegessen, und schmalzte noch mit der Zunge in Erinnerung an die vortrefflichen Oberkröße und den köstlichen Rautenthaler, welche man ihm vorgesetzt. Wir fuhrten gemeinschaft-lich in meinem Wagen zur Stadt und ich setzte ihn hier an seinem Hause ab,“ berichtete der Justizrath, und Dr. Wil-berg erkundigte sich angelegentlich:

„Sie bemerken gar nichts Auffälli-ges an ihm?“

„Nichts, rein gar nichts. Er war aufgeräumt und gesprächig und er-zählte mir allerlei, was während des Besuchs seines Neffen zwischen diesem und ihm vorgefallen war und worüber er meine Meinung hören wollte. Jetzt möchte ich aber doch zu erfahren suchen, was nach seiner Heimkehr sich mit ihm zugetragen hat. Wo ist denn eigentlich die Bennewitz?“

Der Justizrath begann sich erst jetzt, daß er die Frau noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, und ging nach der Thür, sie zu rufen.

Dr. Wilberg hielt ihn zurück. „Wenn Sie die Haushälterin meinen, die habe ich zu Bett geschickt,“ sagte er. „Sie lag in Schreiträmpfen, und ich schaffte sie fort, da sie hier nur im Wege war.“

„Sieht dem albernem Weibe ganz ähnlich, habe nie begreifen können, wie Harms sie um sich dulden konnte,“ brummte der Justizrath. „Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie hier, Herr Doktor, bis ich die anderen Dienstmoten befragt habe; es ist mir un-glaublich, daß Harms eines natür-lichen Todes gestorben sein soll.“

„Aber Herr Justizrath, was muth-maßen Sie?“ fragte sehr erschrocken der Arzt.

Vogelsdorf judte die Achseln. „Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber Sie müssen doch selbst gesehen, wenn ein kerngesunder Mensch plötzlich um-fällt...“

„Kann ihn doch ein Schlaganfall ge-troffen haben,“ fiel der Arzt ein, „und das ist hier geschehen.“

„Das lehrt der Augenschein; aber aus welcher Veranlassung?“

„Darüber könnte nur eine Obduktion der Leiche Aufschluß geben. Sind wir ermächtigt, eine solche vorzuneh-men? Haben Sie irgend einen Ver-dacht?“

„Nein!“ rief mit dem Fuße stampfend der Justizrath, „und ich möchte auch nichts laut werden lassen, was ein Einschreiten des Gerichts herbeiführen könnte; es wird ohnehin ohne eine Menge unliebsamer Auftritte und Er-örterungen nicht abgehen. Die Ver-moanden müssen telegraphisch benach-richtigt werden, vorher muß ich aber wissen, was sich gestern mit Harms zugetragen hat und wie es bei seinem Tode zugegangen ist. Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie dabei zugegen.“

Dr. Wilberg erklärte sich dazu be-reit, die beiden Herren erfuhren jedoch nicht viel Neues.

Harms hatte den vorhergehenden Tag ganz in gewohnter Regelmäßig-keit, theils im Geschäft, theils in seiner Wohnung verbracht, mit seinem Neffen die Mahlzeiten eingenommen und diesen gegen Abend zum Bahnhof be-gleitet. Von dort zurückgekehrt, war er zur gewohnten Stunde zur Ruhe ge-gangen und ebenso am Morgen aufge-standen, hatte geschlafen und das Frisch-trank verlangt.

„Gut er das verzehrt?“ fragte Dok-tor Wilberg das junge, aufgeweckte Stubenmädchen, durch welches ihm und dem Justizrath der Bericht erstat-tet war.

„Ich glaube wohl, denn auf dem Teller lagen die Eierhälften und von den Bröckchen war nur noch ein Rest vorhanden, aber ganz gewiß kann ich es nicht sagen. Der Herr Justizrath werden ja wohl wissen, daß Frau Ben-newitz alles, was der Herr genoss, immer eigenhändig zubereitet und ihm auch aufgetragen hat.“

Die Erklärung war von einem Lächeln begleitet, dessen Sinn Vogels-dorf nur zu gut zu deuten verstand. Das beinahe zur fixen Idee gewordene Bestreben der Haushälterin, vom Hausherrn geheiratet zu werden, war ihm ebenso bekannt, wie allen Ange-estellten in der Fabrik, wie den Be-diensteten im Hause und seinem Freun-de selbst. Er hatte diesem wiederholt zugeordnet, die unangenehme Person zu entlassen, Harms hatte jedoch stets ge-lacht und geantwortet, er habe keine Veranlassung dazu. Frau Bennewitz loche ausgezeichnet und lese ihm jeden Wunsch von den Augen ab, moogegen er für ihre Wünsche und Anpfehlungen

kein Verständnis zeige, rüde sie ihm aber allezu dringlich auf den Leib, so habe er schon seine Art, sie in ihre Schranken zu verweisen.

Während dem Justizrath diese Ge-danken blitzschnell durch den Kopf gin-gen, hatte Doktor Wilberg an das Stubenmädchen die weitere Frage ge-richtet:

„Was hat Herr Harms außer Eiern und Weißbrod noch zum Frühstück ge-nommen?“

„Heute hat er Chokolade getrunken,“ war die Antwort, welche den Arzt ver-wundert aufblicken ließ, während sie dem mit den Gewohnheiten seines Freundes vertrauten Justizrath ein flüchtiges Lächeln abnötigte.

„Er liebte es, abwechselnd Kaffee, Thee oder Chokolade zum ersten Frisch-trank zu trinken, dazu Weißbrod mit Butter und zwei weiche Eier; das zweite Frühstück, so gegen zwölf Uhr, bestand immer aus einem Kalbschnitzel, einem Beifsteeft oder dergleichen, einem Glas Portwein,“ bemerkte er.

„Nun, dabei kann man bestehen,“ lächelte der Doktor, während das Stubenmädchen zustimmend und in dem weinerlichen Ton, der ihr der Schilgere angemessen scheinen mochte, sagte: „In der Küche liegt das schöne Stück Rindskende, das zum heutigen zweiten Frühstück bestimmt war und das er nun nicht mehr essen wird, und mit dem ersten Frühstück ist auch, wie der Herr Justizrath sagen. Herr Harms legte jeden Abend einen Zettel heraus, was er am Morgen trinken wollte. Frau Bennewitz meinte, als sie heute den Zettel sah, sie hätte es sich gleich gedacht, daß er Chokolade be-stimmen würde, denn der Herr hatte die Zeit vorher, dem Herrn Professor zu Gesellen, immer Thee getrunken; sie kostete sie ihm dann auch und gab sie in die große vergoldete Deckelkaffe, auf welche der Herr so viel hielt,“ erzählte mit großer Zungengeläufigkeit das Mädchen weiter, das in seiner Rolle als Berichterstatterin sich sehr wichtig vorkommen mochte.

„Herr Harms hat die Chokolade ge-trunken?“ fragte der Justizrath.

„Das muß wohl sein, denn Frau Bennewitz machte sich, als sie mit dem Geschirr aus dem Zimmer in die Küche kam, sogleich an das Reinigen der Tasse,“ antwortete das Mädchen.

„Warum that sie das?“ fragte schnell und mit einem scharfen Blick auf Dr. Wilberg der Justizrath, sentte aber so-gleich wie beschämt den Kopf, als er die Erklärung erhielt:

„Das überließ sie meinem andern, aus Furcht, die Tasse, die dem Herrn so lieb war, könnte zerbrochen werden, und nun hat sie es doch selbst gethan.“

„Wieso?“

„Ja, Frau Bennewitz hatte die Tasse eben gespült und hielt sie zum Abtropfen in der Hand, da klingelte der Herr und riß die Thür auf, wir hörten einen Schrei und einen schweren Fall, vor Schreck ließ sie die Tasse fallen und sie liegt nun in Scherben da. Wie der arme Herr,“ setzte sie mit einem etwas gezwungen, aber doch nicht ganz un-pas-senden Vergleich hinzu.

„Und was geschah dann?“

„Nun, wir stürzten alle nach dem Speisezimmer, an dessen Schwelle der Herr leblos mit dem Gesicht auf dem Boden lag, und ehe der Aufseher und der Diener aus der Fabrik, die herbei-gelaufen kamen, ihn noch aufrichten konnten, war sich Frau Bennewitz über ihn, nannte ihn lieber Benno und Du und schrie, er solle und müsse auf-wachen, denn nun werde ja das glück-liche Leben für sie Beide erst anheben. Keine, was der Fabrikdiener ist, gab ihr einen Stoß, daß sie bei Seite flog, und schrie sie an, sie solle den Mund halten, sie habe dem Herrn mit ihrer Subellücke wahrscheinlich den Magen runtert.“

„Das ist nicht der Fall, sie lochte sehr gut und sorgfältig,“ konnte der Justizrath sich hier nicht enthalten ein-zuschalten.

„Ja, das that sie,“ betraugte das Mädchen, „und es war auch nur die reine Bosheit von Kunde, der immer Frau Bennewitz eins auszuweisen mußte, wo er nur konnte. Sie gab's ihm sonst derb wieder, aber heute geriet sie ganz aus Rand und Band, bekam Schreiträmpfe, schlug um sich, wir wußten nicht, ob wir zuerst nach ihr, oder nach dem armen Herrn greifen sollten. Herr Doktor haben sie ja selbst gesehen.“

„Die Frau scheint mir im höchsten Grade hysterisch,“ sagte Dr. Wilberg, „ich habe ihr ein ziemlich starkes nar-kotisches Mittel gegeben, theilweise, wie ich eingesehen will, um uns hier auf einige Stunden Ruhe zu verschaffen. Sie wird jetzt schlafen.“

„Ja, das thut sie, ich habe nach ihr gesehen,“ versetzte das Mädchen.

„Ich hoffe, sie wird beruhigter er-machen,“ erklärte der Arzt, und Justizrath Vogelsdorf fügte hinzu:

„Das wünsche ich lebhaft, denn wir werden, noch ehe der Abend herein-bricht, das Haus voll Gäste haben, für deren Unterbringung Sorge getragen werden muß. Ich werde an die Ver-wandten telegraphiren und da sie in Berlin wohnen, können sie mit dem nächsten Zug am Abend hier sein. Ich bitte Sie, Herr Doktor, dann auch wieder zu kommen und mir beizustehen, wenn ich die Hinterbliebenen zu bestim-men suche, die Einwilligung zur Lei-chenschönung zu geben.“

„Damit geschieht uns Zeitgen im-mer ein großer Dienst, ich werde mit dem Ausstellen des Totenscheins so

lange warten,“ entgegnete Dr. Wilber und entfernte sich mit dem Verprechen im Laufe des Tages noch ein paar-mal: herankommen zu wollen.

Justizrath Vogelsdorf legte ein Te-legramm auf, durch welches er den Professor Harms von dem plötzlichen Tode seines Onkels unterrichtete und ihn sogleich herbeirief. Ein zweites ein wenig vorrätiger gehaltenes Te-gramm ging an die verwittwete